



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Friedrich Nietzsche. 4

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gierung aus allen Lagern viel weniger Exaltados erhalten, zumal von den Tschechen. Den Haß gegen das Deutsche machen dort zu allermeist die eben der Schule entronnenen Jünglinge. Die Ältern hat die Erfahrung den Wert dieser Sprache schätzen gelehrt. Freilich ist der Befolgung meines Rates in Österreich der Umstand im Wege, daß ich Österreicher bin. Der Prophet gilt wenig in seinem Vaterlande, und am allerwenigsten, wenn er Österreicher ist. Aber der Österreicher lebt ja im Auslande. Sollte das kein Milderungsgrund sein?



## Friedrich Nietzsche

Von Carl Jentsch

4



Nietzsche klagt oft darüber, daß der Fetischdienst der Worte Verwirrung anrichte im Reich der Begriffe. In der That trifft das ganz besonders im Gebiete der Ethik zu, ja gerade die Worte: Ethik, Moral, Sitte, Sittlichkeit sind es, die ein echtes Verständnis dessen, was man mit ihnen meint, so schwer aufkommen lassen. Ich habe schon früher einmal bemerkt, daß es eine Bezeichnung für das, was der Philosoph mit jenen Worten eigentlich meint, überhaupt nicht gebe. Es ist ungefähr dasselbe, was die neutestamentlichen Schriftsteller mit den Ausdrücken: Glaube, Hoffnung, Liebe, oder Heiligkeit und Gerechtigkeit, oder Himmelreich meinen, aber keiner dieser Ausdrücke erschöpft für sich allein die Sache, und alle zusammen genommen geben nicht ohne weiteres einen klaren Begriff davon. Wenn man unter Sittlichkeit nichts anderes versteht als die Beobachtung der Sitte, so ist sie, wie ich oft gesagt habe, von dem Benehmen des dressirten Hundes schlechterdings nicht verschieden. Soll sie etwas höheres und besseres sein, so muß das dem ästhetischen Urtheil verwandte sittliche Urtheil dazu kommen, das dadurch entsteht, daß wir die Idee des Guten haben, wie wir andererseits auch die Idee des Schönen haben, und daß uns die Dinge gefallen und mißfallen, je nachdem sie mit jenen zwei Ideen übereinstimmen oder nicht. Wer einen Gott, in dem die Ideen leben, nicht annimmt, der kann sich die Sittlichkeit natürlich nur auf darwinischen Wegen entstanden denken, und auch Nietzsche erklärt sie so, obwohl er den Darwinismus das einmal entsetzlich nennt, was dieser als Philosophie ja auch ist, und ein andermal (XI, 16) eine Philosophie für Fleischerburschen. Aber diese durch Zwang und Züchtung gewordne Moralität

Grenzboten II 1898

60

ist eben, wie gesagt, keine andre als die des Jagdhundes (ich meine nur die, die er als Jagdhund bethätigt, denn die Liebe und Treue, die er als Hund seinem Herrn erzeigt, ist schon etwas höheres). Prügel und Stachelhalsbänder — jede solche Moralität beruht auf einem System von Prügeln und Stachelhalsbändern — können mich wohl dahin bringen, daß ich unter keinen Umständen einen gewissen Leckerbissen anrühre, aber möchte die Dressur auch tausend Jahre lang fortgesetzt werden, so könnte sie doch niemals das Urtheil erzeugen: den einem andern gehörigen Leckerbissen aufessen ist häßlich, jedem das Seine lassen, ihn im Besitz seines rechtmäßigen Eigentums schützen und verteidigen ist schön, und vermöchte am allerwenigsten die unangenehme und die angenehme Empfindung zu erzeugen, die diese beiden Urtheile begleitet; keine Dressur der Welt kann etwas daran ändern, daß jede Entbehrung nur unangenehme, jede sinnliche Befriedigung nur angenehme Empfindungen erzeugt, so lange sich nicht mit dem leiblichen Organismus als Träger seines Bewußtseins ein Wesen verbindet, das ganz andern Lebensbedingungen unterliegt als der Leib. Wunderbarer Prozeß, schreibt denn auch Nietzsche IX, 209, „wie der allgemeine Kampf aller Griechen allmählich auf allen Gebieten eine *δίκη* anerkennt; wo kommt diese her?“ Ja, wo kommt sie her? Entweder sie kommt vom Himmel, aus Gott, oder sie ist eine unerklärliche leere Einbildung. In und an den Interessenkonflikten entwickelt sich die Idee der Gerechtigkeit, wie sich in und an den geschlechtlichen Genüssen, Mutterfreuden, kameradschaftlichen Vorteilen und Annehmlichkeiten die Idee der Liebe, wie sich an der Arbeit die Idee der Vollkommenheit entwickelt, also, wenn man will, auf darwinischen Wegen, aber erzeugt werden diese Ideen keineswegs durch die Leiden, Freuden und Thätigkeiten, in und an denen sie sich entfalten, so wenig wie die Denkgesetze durch die Gegenstände erzeugt werden, an deren Betrachtung sie sich entfalten. Wären sie nicht als eine Einrichtung unsrer Seele vorhanden, dann würde dem Manne das Weib nach gehabtem Genuß so gleichgiltig sein wie dem Stier die Kuh, dann würde jeder Mensch ohne Ausnahme alles ihm Angenehme rauben, was er ungeschädigt und ungestraft bekommen kann, ohne jemals die Idee der Gerechtigkeit zu gewinnen, und dann würde er gleich dem Karrengaul genau so lange arbeiten, als er dazu gezwungen wird, ohne jemals auf den Gedanken zu verfallen, daß man thätig sein könne, um seine Kräfte anzuwenden, seine Anlagen zu entfalten und dadurch seine Persönlichkeit zu vollenden.

Hat man dagegen die Gottesidee angenommen, wie sie die sokratischen Philosophen und das Christentum ausgebildet haben, dann läßt sich das, was der Philosoph mit dem Worte Sittlichkeit meint, und das Verhältnis dieser Eigenschaft zu dem, was im gewöhnlichen Leben darunter verstanden wird, einigermaßen begreifen. Gott, das *ens realissimum*, ist der Inbegriff alles Schönen und Guten und im Besitz seiner Fülle selig. Er ergießt diese seine

Fülle in die Geschöpfe, in die fühlenden und bewußten Wesen (die metaphysischen Fragen, ob die Welt den Lebensinhalt Gottes erschöpfe, ob Gott mit einer bloß gedachten Welt, mit der unverwirklichten Weltidee denkbar sei, ob demnach Gott ohne die Welt schon vor der Welt bestanden haben könne, lassen wir beiseite). Die Bestimmung der Geschöpfe kann nur sein, das Wesen Gottes auszudrücken und zu wiederholen, was jedes einzelne von ihnen, als ein winziger Bruchteil, natürlich nur in sehr beschränktem Maße vermag. Ein jedes hat also zunächst die göttliche Fülle wieder zu spiegeln, was Leibniz meint, wenn er sagt, daß sich in jeder Monade das Universum spiegle. Es hat ferner nach dem Vorbilde Gottes thätig zu sein, und falls sich ihm dabei Hindernisse in den Weg stellen, sie zu überwinden. Es hat nach dem Vorbilde Gottes seinen Inhalt andern Geschöpfen mitzuteilen, und es hat in seinem Bereich Ordnung zu erstreben, da nur eine geordnete Umgebung Befriedigung erzeugt. Damit sind die Ideen der Vollkommenheit, der Freiheit, der Liebe oder des Wohlwollens, der Gerechtigkeit gegeben, und mit der letzten zusammen, als der Ordnerin des geistigen Universums, zugleich die ästhetische Idee der Schönheit, die ebenfalls auf der Ordnung beruht. In welchem Maße nun ein vernünftiges Geschöpf diese Ideen verwirklicht, davon hängt sein Wohlbefinden ab, dessen höchster Grad Seligkeit genannt wird. Das also, was der Philosoph mit dem Worte Sittlichkeit meint, ist die Gottähnlichkeit, die Verwirklichung der Idee des Menschen nach den genannten vier Seiten oder Beziehungen hin. Nun kann aber kein einzelner Mensch die ganze Idee der Menschheit verwirklichen; würde er doch dadurch ein zweiter Gott werden. Die Individuation bringt es mit sich, daß der eine mehr die eine, der andre mehr die andre der Teilideen verwirklicht, in die sich die eine Idee des Ebenbildes Gottes spaltet, und daß, wie ich oft gezeigt habe, die Ideen einander widerstreiten, sodaß nicht zwei oder drei oder alle vier oder fünf zugleich in einem und demselben Menschen in gleich hohem Grade verwirklicht werden können. Dazu kommen noch zwei andre Schranken. Die eine wird von der Natur gezogen. Wir lassen wiederum eine metaphysische Frage beiseite, nämlich die, ob unsre sinnliche Welt die einzige denkbare sei; genug, für uns ist sie die einzige vorhandne.

Die Natur erzeugt nun zunächst mit Notwendigkeit physische Übel; wie wäre organisches Leben denkbar ohne die Erwärmung unsrer Erde durch die Sonnenstrahlen, wie könnte diese Erwärmung anders als ungleichmäßig gedacht werden, und wie sollten sich die aus dieser Ungleichmäßigkeit entspringenden Leidbringer: Kälte, Hitze, Stürme, Dürre, Überschwemmung beseitigen lassen? Und wie könnte man sich ohne diese Leidbringer die Kulturthätigkeit denken, zu der sie stacheln? Aber diese ganze physische Einrichtung bildet, während sie einerseits das Seelenleben trägt, nährt und fördert, zugleich andererseits ein mannigfaches Hemmnis für die Verwirklichung der Idee des Menschen, nicht

bloß in solchen Fällen, wo ein Übermaß physischer Übel die Menschen bald niederdrückt und verkümmern läßt, bald zu wilder Wut und Grausamkeit anstachelt, sondern schon im ruhigen und gesetzmäßigen Verlaufe des Lebens. So z. B. fordert die Idee des Menschen, und zwar die Unteridee der Ordnung, die Vereinigung je eines Mannes mit einem Weibe unter Ausschluß jedes andern geschlechtlichen Verkehrs; dagegen fordert der eine der Zwecke der geschlechtlichen Differenzirung: die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, wenigstens beim aktiven Teil eine solche Stärke des Geschlechtstrieb's, daß die strenge Beschränkung seiner Befriedigung auf die Ehe namentlich dort, wo deren rechtzeitigem Abschluß Hindernisse im Wege stehen, dem Durchschnittsmann meistens zu sauer vorkommt. Solche Hindernisse entspringen aus den gesellschaftlichen Verhältnissen und Einrichtungen, und diese bilden nun die andre Schranke, insbesondere durch die zahllosen Interessenkonflikte, die es mit sich bringen, daß der eine um seiner Selbsterhaltung willen zur Schädigung des andern, also zur Verletzung der Liebe und Gerechtigkeit gezwungen ist. So erscheint denn die Sünde, wie die Bibel den Widerspruch gegen das Menschheitsideal nennt, als unvermeidlich. Wird sie als Widerspruch gegen den Willen Gottes aufgefaßt, so ist das durch die Bemerkung zu ergänzen, daß es sich hier eigentlich um einen Widerspruch zwischen zwei Willen Gottes handelt, indem Gott einerseits will, daß die Geschöpfe ihm ähnlich seien, andererseits aber eine Einrichtung der Welt, die diese Ähnlichkeit — wenigstens innerhalb des Bereichs des Irdischen — an der Vollendung hindert. \*) Dem Glauben an die Güte Gottes thut das keinen Eintrag, da das Dasein der Welt gerechtfertigt ist, wenn die Bilanz zwischen Weltseligkeit und Weltelend zu Gunsten der ersten ausfällt, was nach dem Glauben der Mehrzahl der Fall ist. Dagegen sieht sich der Philosoph genötigt, den Begriff der Allmacht Gottes einzuschränken und sein Walten und Wirken an Gesetze gebunden zu denken, die er nicht ändern kann.

In pädagogischer Hinsicht ist es nun ohne Zweifel vorteilhaft, wenn diese Seite der Sache der Mehrzahl und namentlich der Jugend verborgen und der Blick ausschließlich auf das zu erstrebende Ideal als den alleinigen Willen Gottes gerichtet bleibt. Die Naturnotwendigkeit, die gesellschaftlichen Übel und die Schranken der Individualität erscheinen dann als Wirkungen einer Gott feindlichen Macht, die im Parsismus als Ahriman, in der jüdischen und der christlichen Mythologie als Teufel erscheint. Da Christus den Volksscharen unmöglich philosophische Vorträge halten konnte, mußte er sich in seiner Ausdrucksweise dem Volksglauben anbequemen, der so natürlich ist, daß sich seiner auch der Gebildete nur mit Mühe erwehren kann. Wenn ich einen am ganzen

\*) Die Orphiker haben die Mischung von Gut und Böse im Menschen durch den Mythos von Dionysos-Zagreus zu erklären versucht. Nietzsche hat diese Seite des Mythos, die Döllinger (Heidentum und Judentum S. 134) darstellt, nicht berührt.

Leibe Gelähmten sehe, so macht mir das den Eindruck, als hätte ihn eine feindliche Macht gefesselt, und wenn ich den schmerz erfüllten Ausdruck im Gesicht eines Zwergs oder einer Zwergin sehe — schon in früher Jugend haben solche Unglücklichen alte Gesichter —, so muß ich unwillkürlich an einen bösen Dämon denken, der die unglückliche Seele in diese Mißgestalt gebannt hat, wenn mir auch die Vernunft sagt, daß es durchaus widersinnig sei, an das Dasein von Dämonen zu glauben. Und so klingt denn nichts selbstverständlicher, als was Christus bei der Heilung eines gekrümmten Weibes sprach, da der Synagogenvorsteher die Leute ausschalt, daß sie sich am Sabbat heilen ließen: „Ihr Heuchler, bindet nicht jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe los und führt ihn zur Tränke? Diese Tochter Abrahams aber, die der Satan schon ins achtzehnte Jahr gebunden hielt, sollte nicht von ihrer Fessel gelöst werden am Tage des Sabbats?“ Indem die Übel, die physischen wie die moralischen, auf eine Gott feindliche Macht zurückgeführt werden, erscheint ihre Bekämpfung als Pflicht; diese Pflicht könnte leicht verdunkelt, und der Mensch könnte versucht werden, sich widerstandslos allen Übeln zu überlassen, wenn es ihm von vornherein klar wäre, daß die Übel in der Schöpfung, also in Gott selbst ihren Ursprung haben, aber erkannt haben diese Wahrheit nicht allein die Philosophen, sondern auch die vier größten Theologen der Christenheit: Paulus, Augustinus, Luther und Calvin, die den Menschen für unfrei, die Gebote Gottes für unerfüllbar (d. h. den Widerspruch zwischen Ideal und Leben für unaufhebbar), die Menschheit daher für der Verdammnis verfallen und ihre Rettung nur durch die Gnade für möglich erklären.

Die Erlösung kann nun auf dreierlei Weise gedacht werden. Erstens ist sie von vornherein dadurch gegeben, daß die Übel eine unerläßliche Bedingung für die Entfaltung des Menschen sind; eben in ihrer Bekämpfung wird er erst Mensch; darin liegt die Einladung zu ihrer Bekämpfung, also zu einer fortwährenden, vom Menschen selbst zu vollziehenden Erlösung, die freilich auf Erden niemals ihr Endziel erreicht. Diese Art der Erlösung wird durch die wohlthätigen Wunder Christi gesinnbildet. Zweitens versetzt Gott einzelne in eine Lage, durch die sie weniger in Pflichtenkollisionen verwickelt werden als andre, und rüstet sie zudem mit glücklichen Naturanlagen aus. Das ist die Gnade im engern Sinne, die den oben genannten vier großen Theologen den Gedanken der Prädestination eingegeben hat, denn mit ihm ist nichts andres gesagt, als daß durch die von Gott geordnete Einrichtung der Welt die einen in den Stand gesetzt werden, das Menschenideal annähernd zu verwirklichen, während die andern von dieser Möglichkeit ausgeschlossen bleiben. In solch glücklicher Lage befinden sich eigentlich nur die Kinder guter und verständiger Familien, die deshalb die einzigen Idealmenschen auf Erden sind und von den Erwachsenen darin nie mehr erreicht werden können; weshalb Christus sagte,

daß ihnen das Himmelreich gehöre, und daß der Erwachsene werden müsse wie ein Kind, wenn er hineinkommen wolle. Goethe bemerkt einmal, die Kinder hielten nicht, was sie versprächen; gewiß nicht, das können sie nicht, oder vielmehr die Erwachsenen können es nicht.

Die Gefahren, die dieser Gedanke der Prädestination mit sich bringt, liegen auf der Hand; die katholische Kirche hat daher aus pädagogischen Gründen die Deutung vorgezogen, daß die Gnade eine geheimnisvolle innere Kraft sei, die den Christen, wosfern er nur guten Willens ist, zu sittlichen Leistungen befähige, die der Unerlöste nicht vollbringen könne. Die Erfahrung hat bis jetzt diese Deutung wenig bestätigt; man findet nicht, daß die Getauften und die Betenden durchschnittlich idealere und vollkommnere Menschen wären als die Ungetauften und die nicht Betenden. Aber indem die vorgestellte Gabe die Pflicht einschließt, sich ihrer würdig zu beweisen, ist diese Vorstellung nicht ohne Nutzen.

Die dritte Art der Erlösung besteht darin, daß Gott die Sünden der Menschen nicht ansieht im Hinblick darauf, daß sie unvermeidlich sind, und daß sie nicht bösem Willen entspringen, oder, was dasselbe ist, im Hinblick auf den Sohn, der den Willen des Vaters zu erfüllen willig ist. Wie in der Schöpfung und Weltregierung, so ist Gott auch in der Erlösung an ein Gesetz gebunden; die Moira der Hellenen kann man auf beide Gesetze beziehen; das zweite wird in der Bibel als die Heiligkeit Gottes, die Übereinstimmung seines Wesens mit sich selbst, bezeichnet. Es ist Gott unmöglich, ein Wesen zu beseligen, das sich der natürlichen Bedingung geschöpflicher Seligkeit widersetzt. Diese Bedingung ist: daß das Geschöpf sich als Geschöpf, als ein begrenztes, daher notwendig unvollkommenes, der Ergänzung bedürftiges, auf das Empfangen von andern angewiesenes, daher auch zum Vergelten durch Spenden verpflichtetes, also nur in Wechselwirkung lebensfähiges anerkenne und verhalte; eben in solcher Wechselwirkung verwirklicht es seine Idee. Wenn wir nachforschen, welche Klassen von Menschen Christus verdammt, d. h. für unfähig der Beseligung erklärt, so finden wir, daß es einmal die Unbarmherzigen und Lieblosen sind, die sich also der Pflicht des Spendens, des segensvollen und beglückenden Austausches von Liebe und Liebesgaben entziehen wollen, und dann die Pharisäer, die Selbstgerechten, die in der lächerlichen Einbildung der Vollkommenheit und Selbstgenügsamkeit befangen sind, also das Unmögliche unternehmen, die Grenzen der Individuation zu überspringen, die sich Sonnen oder Sonnensysteme oder gar Welten zu sein dünken, während der Mensch höchstens ein Planet sein kann. So erwächst also die Unseligkeit des Geschöpfes daraus, daß es sich gegen die unabänderlichen Daseinsbedingungen des Geschöpfes sträubt, gegen die in Gott wurzelnde Ordnung des All. Man kann daher, je nachdem, entweder die ungeordnete Seele des Unerlösten oder das geordnete Universum oder Gott selbst als die Hölle be-

zeichnen. Nietzsche hat also den tiefen Sinn des letzten Teils von Dantes Hölleinschrift\*) nicht verstanden, wenn er VII, 332 schreibt, Dante habe sich gröblich vergriffen; mit größerem Recht hätte er über die Pforte des Paradieses schreiben können: auch mich schuf der ewige Haß. Wir können uns die Sache durch ein Gleichnis klar machen, das mir bei einem andern Ausspruche Nietzsches eingefallen ist. Zu den Verwirrungen, die die Sprache im Denken anrichtet, rechnet er auch (III, 237), daß wir uns gewöhnten, in der Natur Gegensätze zu sehen, wo nur Gradunterschiede seien, z. B. warm und kalt, und diese Gewohnheit aufs geistige und sittliche Gebiet zu übertragen. Der Gedanke ist äußerst fruchtbar. Aber Nietzsche irrt sich, wenn er in warm und kalt nur einen Gradunterschied, keinen Gegensatz sieht. Die Physiker haben vollkommen recht daran gethan, daß sie an den Gefrierpunkt des Wassers Null gesetzt haben und von da aufwärts positiv und abwärts negativ weiter zählen, also einen Gegensatz statuieren. Denn die Verdunstung des Wassers, die bei den positiven Graden, und seine Verfestigung, die bei den negativen vor sich geht, sind zwei entgegengesetzte Arten des Verhaltens, und dieser Gegensatz ist von der größten Wichtigkeit für den Haushalt der Natur. Für die organischen Geschöpfe aber liegt der Nullpunkt in ihrer Blutwärme. Stimmt die äußere Temperatur mit dieser überein, so fühlen sie sich wohl, steigt sie bedeutend darüber oder sinkt sie darunter, so fühlen sie sich unbehaglich, desto unbehaglicher, je größer der Abstand von der Eigenwärme wird; erreicht der Abstand einen gewissen Grad, so erleidet der Organismus eine ernstliche Störung, und bei einem bestimmten noch höhern Grade wird er vernichtet. Wir können uns diesen Einfluß der Temperatur folgendermaßen anschaulich machen. Die Wärmeempfindung ist bekanntlich die Wirkung einer eigentümlichen Molekularbewegung; geht diese langsam vor sich, so empfinden wir Kälte, je mehr sie sich beschleunigt, desto wärmer fühlen wir es werden. Behaglich ist uns die Temperatur dann, wenn die Molekeln unsrer Umgebung in demselben Tempo schwingen wie die unsers Körpers; die Zähne der Rädchen der untermikroskopischen Außenwelt greifen dann in die Zahnflüchen unsrer eignen untermikroskopischen Gewebeteile ein, ohne deren Bewegung weder zu beschleunigen noch zu hemmen. Wirbeln dagegen die äußern Rädchen schneller oder langsamer als unsre innern, dann treiben oder hemmen sie diese, und wir fühlen die Störung als Hitze oder Kälte, sodaß ein zweifacher Gegensatz entsteht, einmal der Gegensatz der uns zuträglichen Normaltemperatur zu jeder unserm Organismus feindlichen, dann der Gegensatz der Wärmeempfindung zur Kälteempfindung. Erreicht der Unterschied der Tempi einen gewissen Grad, dann zerreißt die zu langsame oder zu rasche Bewegung des uns durchströmenden

\*) *Fecemi la divina potestate,  
La somma sapienza e il primo amore.*

Äthers unser Zellgewebe, und die Extreme berühren sich wie in der mechanischen Wirkung so auch in der Empfindung: der Schmerz des Erfrierens wird beinahe ebenso empfunden wie der des Verbrennens.

Bei der Übertragung dieses Verhältnisses ins geistige Gebiet müssen wir eine Umkehrung vornehmen. Im leiblichen Gebiete haben wir den Organismus, der immer dieselbe Temperatur behält, während die Temperatur seines Mediums wechselt und ihm dadurch bald wohl, bald wehe thut. Im geistigen Gebiet haben wir ein Medium von stets gleichbleibender Temperatur: Gott, und die darin lebenden Geschöpfe, deren Temperatur oft wechselt; die sich wohlfühlen, wenn sie im Einklang mit ihrem Medium schwingen, und übel, wenn sie sich ihm widersetzen; denn anstatt dieses ändern zu können, setzen sie sich der Gefahr aus, von ihm zerrissen zu werden. So ist es das eine Feuer der göttlichen Liebe, das die einen als Lebenswärme beseligt, die andern als Höllenbrand verzehrt. Die Bibel deutet nun an, daß dem Menschen auf Erden sein wirkliches Verhältnis zu Gott durch mancherlei Täuschungen verdeckt wird und erst im Jenseits völlig zum Bewußtsein kommen wird, wo er ohne die irdischen Hüllen unmittelbar in das Urwesen eintaucht. Das entspricht der oben beschriebnen Beschaffenheit der Welt, die, obwohl Gottes Schöpfung, doch in vielen Beziehungen ungöttlich sein muß, daher einer ungöttlichen Seele durch die Übereinstimmung mit ihrer irdischen Umgebung Wohlbefinden zu bereiten vermag. Wie dem ins Jenseits Versetzten sein Zustand der Seligkeit oder Verdammnis — diese braucht nicht als ewige gedacht zu werden — bewußt werden wird, davon können wir uns keine Vorstellung machen. Was die Henkerphantasien fanatischer Priester und roher Zeitalter in den Höllenbegriff hineingelegt haben, das geht uns natürlich nichts an.\*) Pädagogisch sind die Höllenschrecken, die von Dogmatikern, Mystikern, frommen Dichtern und Malern erregt werden, vielleicht nicht ganz wertlos, wie ja auch Athene in des Aeschylus Cumeniden den Athenern rät: „Und nicht entfernt euch alles Furcht erweckende, denn wer bleibt, wenn er nichts mehr scheut, gerecht?“ Doch beschränkt sich die Wirksamkeit der Höllenfurcht auf solche Frevelthaten, die überlegt werden, die man verüben und auch lassen kann, und das ist immerhin eine nicht zu verachtende Leistung. In den Fällen, wo Not oder ein Naturtrieb zur Sünde drängt und zwingt, oder wo ein augenblicklicher Anfall von Leidenschaft überwältigt und wo nicht einmal die Furcht vor dem Zuchthause stark genug ist, abzuschrecken, nützt sie, wie tausendfältige Erfahrung beweist, rein gar nichts; soll auch nichts nützen, denn die meisten dieser Sünden

\*) Auch der im vorigen Artikel erwähnte Ausspruch des Thomas von Aquin ist die Ausgeburt einer Henkerphantasie; die Seligkeit der Seligen durch den Anblick der Qualen der Verdammten erhöhen wollen, darauf kann nur ein Teufel oder ein geborner Folterknecht verfallen. Ob Nietzsche den Ausspruch richtig zitiert hat, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich die Summa theologiae nicht zur Hand habe.

sollen geschehen, um die Gesellschaft zur Änderung unzweckmäßiger Einrichtungen zu zwingen.

Also jene eigentümliche Beschaffenheit des Menschen, die ihm einen Wert über den bürgerlichen Nutzwert verleiht, und die man in der Philosophie mit dem Worte Sittlichkeit meint, läßt sich nicht mit einem Worte bezeichnen, man müßte denn dem christlichen Ideenkreise die Worte Gottähnlichkeit oder Gottgefälligkeit entnehmen, oder den Ausdruck Humanität, verwirklichte Idee des Menschen, wählen. Da sich alle Anlagen des Menschen, darunter auch diese höchste, in den Banden der Sitte und nicht ohne sie entwickeln, so besteht natürlich ein Zusammenhang zwischen jener höhern und der gewöhnlich so genannten Sittlichkeit. Bei unverständigen Naturvölkern ist der Zusammenhang sehr lose; ihre meistens sehr ungereimten Sitten haben höchstens, wie Nietzsche erkannt hat, die Bedeutung, überhaupt an eine Ordnung zu gewöhnen, aber die Keime der höhern Menschennatur: Güte, Gerechtigkeit, Schöpfer-, Thaten- und Forschungsdrang wachsen mehr neben als in solchen Formen heran. Dagegen finden wir einen sehr innigen Zusammenhang bei den Griechen und Römern, wo die Volkssitte durchaus vernünftig und auf die Erziehung des höhern Menschen gerichtet war; bei den Römern auf einseitige Mannhaftigkeit und Gerechtigkeit, bei den Griechen auf allseitige Entfaltung des Menschenseins zur Humanität, welcher Ausdruck seit Herder hie und da für das gebraucht wird, was man mit Sittlichkeit meint, aber es nicht zur allgemeinen Anerkennung gebracht hat. Eine Volkssitte kann nun ursprünglich ganz geeignet sein, die Gottähnlichkeit oder echte Humanität zu fördern, aber mit der Zeit zur toten Form erstarren und in eine Fessel umschlagen; das war bekanntlich mit der jüdischen Sitte zur Zeit Christi der Fall. Man braucht, um sich die Sache vollkommen klar zu machen, nur daran zu denken, wie die Priesterschaft und wie Christus das Sabbatgesetz behandelt hat. In unsrer Zeit, wo jede alte Volkssitte zerstört und die Kraft zur Neubildung geschwunden ist, wo solche Kraft auch gar nichts nützen würde, da das äußere Verhalten der Menschen teils durch die launenhaft wechselnde Mode geregelt wird, teils durch Gesetze, deren Zustandekommen von tausend Zufällen abhängt, die einander widersprechen, die heute erlassen und morgen aufgehoben oder geändert werden, und deren Menge sich ins ungemessene häuft, sodaß sie der Staatsbürger nur zu einem winzigen Teile kennt; heute stehen einander Sitte und echt menschliche Vollkommenheit ferner als je. Daher ist es ganz natürlich, daß Geister wie Nietzsche wild werden, wenn man ihnen zumutet, einen Menschen oder vielmehr einen Herrn — Mensch wäre schon eine Beleidigung — deswegen für vollkommen zu halten, weil er keine silbernen Löffel gestohlen und bei seinen Finanzoperationen das Zuchthaus auch nicht einmal mit dem Ärmel gestreift hat, weil er niemals betrunken in der Gasse gelegen hat, weil er seine Amts- oder Geschäftsstunden inne hält, einen tadellosen

Gehrock und ein Bändchen im Knopfloch trägt, seiner Frau niemals vor Zeugen grob kommt und sich niemals bei einem peccatum contra sextum erweisen läßt. (Ob der Kirchenbesuch oder das Kirche schwänzen und die Freigeisterei zur Vollkommenheit gehört, das hängt vom Hofe und von der Politik ab.)

Es kann gar nicht daran gezweifelt werden, daß es wenig Menschen giebt, die so aufrichtig nach wirklicher Vollkommenheit strebten, wie Nietzsche in seinen gefunden Tagen. Er war also natürlich kein Feind der höhern Sittlichkeit, und — bei seinem strengen Ordnungs- und Schicklichkeitsfinn — auch nicht einmal ein Feind der niedern, sondern er bekämpfte nur, gerade so wie Christus, die Moralsererei als Heuchelei und Hemmnis des höhern Strebens; wenn er sich mit Stolz einen Immoralisten nannte, so war das Selbsttäuschung oder Übertreibung aus Oppositionslust. Auch die Wahrheit ist ja längst durch die alten Philosophen und durch Christus ins Reine gebracht worden, daß alle Handlungen an sich indifferent sind und erst durch die Gesinnung und die Absichten des Handelnden und durch die Umstände ihren Wert erhalten, sodaß schon aus diesem Grunde Sitte und Staatsgesetz, die es nur mit dem Äußerlichen, mit Handlungen zu thun haben, niemals mit dem Reiche der innern Werthschätzungen zusammenfallen können. Andererseits haben aber auch Staat und Sitte, wenn sie nicht gar zu unvernünftig sind, von dem Freien, wie Paulus den nach seinem eignen innern und höhern Gesetze Lebenden nennt, nichts zu fürchten, denn über die Versuchungen gemeiner Art: zu stehlen, zu betrügen, des Nächsten Weib zu verführen, ist er erhaben. Auf einem andern Gebiet freilich kann er mit dem Staate in Konflikt geraten und etwas begehen, was dieser als Verbrechen bestraft, wie das denn fast keinem der großen Reformatoren erspart geblieben ist.

Was von der Moral im allgemeinen gilt, das gilt noch ganz besonders vom Mitleid, gegen das Nietzsche manchmal förmlich tobt. Ich habe es diesem Toben sofort angesehen, was es zu bedeuten hat, noch ehe ich B. II, 47 ff. gelesen hatte, wo er selbst und seine Schwester es erklären; ich sagte mir gleich: das ist einer, der furchtbar an Mitleid gelitten hat, und der sich durch sein Toben und seinen Ruf: werdet hart, werdet hart! vor der ihm von seiner Überempfindlichkeit drohenden Selbstzerstörung retten will. Wie schön charakterisirt ihn folgende Aufzeichnung (XII, 157), die er selbst nicht veröffentlicht hat: „Gesezt, man ist der Liebhaber einer Sängerin, mit was für ängstlichen Ohren hört man da sie vor irgend welchen Zuhörern singen! Man urteilt fein und überfein, keineswegs voreingenommen: vielmehr entgeht uns keiner ihrer kleinsten Fehler; wir wissen, wenn auch die Zuhörer jubeln und klatschen, daß für die Sängerin selber nicht alles so klang und lief, wie ihr feinstes Gewissen es verlangt hat, und weil wir fühlen, daß ihr selber all ihr kleines und großes Mißlingen bewußt ist, leiden wir unbefchreiblich dabei.“

Die letzten Worte hat er selbst unterstrichen. Und welche zarte Menschenliebe, welcher von allem Gemeinen freie Edelsinn spricht aus folgenden, ebenfalls aus seinem Nachlaß veröffentlichten Bemerkungen (XI, 163): „Gesezt, jemand hat Herzeleid durch einen boshaften anonymen Brief: die gewöhnliche Kur ist die, seine Empfindung entladen, indem man einem andern Herzeleid macht. Diese alberne Art uralter Homöopathie müssen wir verlernen: es ist klar, daß wenn er sofort auch einen anonymen Brief schreibt, womit er jemandem eine Wohlthat und Artigkeit erweist, er seine Wiedergenesung auch erlangt. — Sobald wir uns verstimmt und gallständig fühlen, sofort den Geldbeutel her oder die Brieffeder oder den nächsten Armen oder das erste beste Kind, und etwas verschenken, womöglich mit wohlwollendem Gesicht: wenn es aber nicht geht, dann auch mit verbissnen Zähnen.“ XII, 226 finden sich die Paradoxien: „Daß ihr mitleidig seid, seze ich voraus: ohne Mitleid sein heißt, krank im Geiste und Leibe sein. Aber man soll viel Geist haben, um mitleidig sein zu dürfen! Denn euer Mitleid ist euch allen schädlich. — Ich liebe den, der so mitleidig ist, daß er aus der Härte seine Tugend und seinen Gott macht.“ Nietzsches Kampf gegen das Mitleid richtet sich eigentlich nur gegen die Schopenhauerische Mitleidsmoral und gegen die Altruismuskural der modernen Soziologen. Darüber brauche ich mich nicht weiter auszulassen, denn ich habe oft genug an dieser Stelle ausgeführt, daß beides Unsin ist. Die Moral im höhern Sinne, die ich oben beschrieben habe, umfaßt alle Lebensäußerungen des Menschen und beschränkt sich nicht auf die Nächstenliebe, noch weniger auf eine einzelne Äußerung der Nächstenliebe. Ferner bildet die Nächstenliebe keinen Gegensatz zur Selbstliebe, sondern eine schließt die andre ein; Christus hat diese zum Maße jener gemacht. Und die oben beschriebne Unvollkommenheit der geschöpflichen und irdischen Natur bringt es mit sich, daß jeder Mensch ein Sünder ist, daß keiner in allen Beziehungen vollkommen sein kann, daß man daher jeden in dem einen oder dem andern Stück unmoralisch oder weniger moralisch nennen darf, dieses umso mehr, als die verschiedenen sittlichen Ideen, wenigstens bei lebhafter und starker Bethätigung, mit einander unvereinbar sind. Nietzsches Ansicht vom Mitleid läuft auf die bekannte Regel der Stoiker hinaus, daß man seinen leidenden Mitmenschen helfen solle, ohne sich durch mitleidige Empfindungen peinigen zu lassen. Diese Regel ist ganz vortrefflich für Leute wie Nietzsche, die so empfindlich sind, daß ihnen, wie er selbst einmal sagt, die Seelenhaut und jede natürliche Schutzvorrichtung zu fehlen scheint, aber unempfindlichen Naturen muß gerade der entgegengesetzte Rat erteilt werden. Ein berühmter Arzt schreibt mit Beziehung auf die Verhärtung, die die ärztliche Praxis leicht zur Folge hat, jeder Arzt sollte mindestens einmal im Jahre recht heftige Zahnschmerzen haben, damit er nicht vergesse, wie Schmerzen thun. Daß das Mitleid oft nur ein weichliches Selbstleid ist (wie wenn uns der Anblick eines

ekelhaft aussehenden Kranken oder einer häßlichen Verstümmelung Übelkeit erregt), daß es oft unverständlich angewendet und daß viel Unfug damit getrieben wird, z. B. von den Tierschutzvereinigern, deren Lehren und Praxis sich zu den Tollheiten der Indier zu steigern drohen, das alles sind allgemein bekannte Dinge.

Um nicht allein die Regungen und Äußerungen des Mitleids, sondern überhaupt unser Verhalten zum Nächsten vernünftig regeln zu können, müssen wir immer auf den Kern dessen zurückgehen, was als das Gottgefällige bezeichnet worden ist, und was man auch Humanität nennen kann. Es ist das Wohlgefallen an gesundem und schön geordnetem Leben und das Bestreben, solches Leben zu erhalten, zu schaffen und zu verbreiten. Daraus folgen für das Mitleid unter anderm zwei Regeln. Man wird es nicht jedem beliebigen Schmerz zuwenden, sondern nur solchen Schmerzen, die mit ernstlicher Schädigung des Lebens verbunden sind. Wegen einer Tracht Prügel, auch wenn sie sehr schmerzt, braucht man einen gesunden, kräftigen Burschen, der sie lachend oder mit zusammengebissenen Zähnen tapfer trägt, nicht zu bemitleiden, wohl aber wegen eines Schlags, der einem seiner Augen die Sehkraft raubt, oder der gewisser Umstände wegen, z. B. weil er sein Gerechtigkeitsgefühl empfindlich verletzt, auf seine Seele eine verschlechternde und für seine Zukunft verhängnisvolle Wirkung ausübt. Aus demselben Grunde, das ist die andre Regel, wird man Kindermißhandlung immer und unter allen Umständen verabscheuen, weil sie stets eine Zerstörung oder Verkrüppelung zukünftigen Lebens bewirkt, dagegen durch die Leiden eines alten Strolches nur mäßig gerührt werden, weil an dem nichts mehr zu zerstören ist. Er mag früher zu bedauern gewesen sein, aber nachdem er ins höhere Mannesalter gekommen war, hätte er, wenn er sein Los zu ändern keine Kraft hatte, sich und die Menschheit von der unnützen Last befreien sollen. Auch Nietzsche billigt den Selbstmord in Fällen, wo es keinen andern Ausweg aus einer unwürdigen Lage giebt, und die Bibel? Sie enthält auch nicht ein einziges Wort gegen den Selbstmord. Aus derselben Betrachtungsweise ergibt sich die Grenze der Berechtigung des Bösen in der Moral. Es kommt vor, daß Gerechtigkeit nur mit Verletzung der Liebe, Liebe nur mit Verletzung der Gerechtigkeit geübt werden kann, oder daß ein Staatsmann seine dem Wohle des Vaterlands förderlichen, vielleicht zur Rettung seines Volks notwendigen Pläne nicht ohne vielfache Verletzung der Liebe und Gerechtigkeit ausführen kann. In solchen Fällen soll man nicht sagen, der Zweck heilige die Mittel, und soll andrerseits einen Aristides, der in solcher Lage aus zarter Gewissenhaftigkeit auf das Handeln verzichtet, weder tadeln noch preisen. Man soll die Tragik nicht wegovernünfteln aus der Welt, sondern soll das Verhängnis anerkennen, das den Menschen oft in Lagen bringt, wo er in jedem Falle sündigen muß, sei es durch Handeln oder durch Unterlassung; das Böse bleibt

böse, auch wenn es der Mensch unter dem Zwange der Notwendigkeit thut. Aber er darf bei Gott auf ein gnädiges Gericht hoffen, und Menschen haben überhaupt kein Recht zu richten. Dagegen ist es schlechthin Niedertracht und fällt aus der Grenze des Moralischen hinaus, wenn einer, ohne irgend einen höhern Zweck, seine Nebenmenschen seinen Gelüsten opfert, „um sich auszu- leben,“ wie die Redensart lautet. Der Tiger bleibt unschuldig, und wenn man will, sogar höchst moralisch, d. h. in Übereinstimmung mit seiner von Gott gewollten Natur, wenn er zu seinem Vergnügen das Blut seines noch zuckenden Opfers trinkt, aber der Mensch ist kein Tiger; weder ist er von Natur aufs Bluttrinken angewiesen, noch für den ausschließlichen Genuß rein individueller Lustempfindungen eingerichtet; sondern von Natur ist seine Seele so organisirt, daß das Glück anderer einen wesentlichen Bestandteil seines eignen Glücks ausmacht, daß demnach der gesunde Egoismus den Altruismus, die Selbstliebe die Nächstenliebe einschließt.

Darnach sind denn auch die wilden Redensarten zu forrigiren, mit denen sich Nietzsche hie und da aus Opposition gegen Schopenhauer, die Altruisten und Demokraten ein wenig als Bestie aufspielt, was ja übrigens bei einem so zartfühligen Manne ganz ungefährlich ist. Im Grunde genommen meinte er das Richtige, wie man unter anderm aus folgenden zwei Stellen (XI, 308 und 313) ersieht: „Wenn ich sage, diesen Menschen mag ich, mit ihm sympathisire ich, so soll das nach Schopenhauer moralisch sein! Und wieder die Antipathie etwas Unmoralisches; als ob nicht aus demselben Grunde einer für diesen sympathisch, für den andern antipathisch empfände! So wäre das Moralische notwendigerweise unmoralisch! Vielmehr hat man Sympathie- und Antipathie-haben nie ins Moralische gerechnet, es ist eine Art Geschmack, und Schopenhauer will, daß wir den Geschmack für alles, was lebt, hätten! Das müßte ein sehr grober und roher, gefräßiger Geschmack sein, der mit allem zufrieden ist! — Nicht daß wir den Menschen helfen und nützen wollen, nein, daß wir Freude haben an den Menschen, das ist das Wesentliche an sogenannten guten Menschen und an der Moralität.“ Sehr richtig! Freude haben an dem Menschen, den Gott nach seinem Bilde erschaffen hat, das ist das Göttliche, und ihn hassen, Freude haben an seinem Verderb und an seiner Zerstörung, das ist das Teufliche. Ist die Freude nur echt und stark genug, so wird sich das helfen und nützen wollen schon von selbst einstellen, ohne in jene aufdringliche Nächstenliebe auszuarten, der Nietzsche einmal den Rat entgegenhält, wenn mans wirklich gut meine mit seinem Nächsten, so solle man ihn vor allem ungeschoren lassen.

